

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 104 (2010)
Heft: 6

Artikel: Wege zu einer aufmüpfigen Theologie und Glaubenspraxis
Autor: Dietschy, Beat
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-390156>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wege zu einer aufmüpfigen Theologie und Glaubenspraxis

Dorothee Sölle weiterdenken

Das folgende Referat hat Beat Dietschy an der Gedenktagung zum 80. Geburtstag von Dorothee Sölle im Romerohaus gehalten. Die Tagung stand unter dem Titel: «Dorothee Sölle weiterdenken». Dietschy geht bei seinem Versuch sich dem Anspruch und der Zumutung, die in diesem Titel steckt, zu stellen, von folgenden zwei Fragen aus: «Erstens: Woran können wir anknüpfen? Wozu inspiriert uns Dorothee Sölle? Zweitens: Wie haben sich die Koordinaten für ein gerechtes Handeln verändert? Das heisst in welchen Kontexten bewegen wir uns heute?»

Das Kleben am Ich

Ein Thema, das Dorothee Sölle von früh auf umkreist, ist das Ich. Das Leiden, das Kleben am Ich, die Ich-Suche, die zur Ichsucht wird. In der Tat: Ich-Suche, Selbstbestimmung, Freiheit – das sind oberste, fast religiös aufgeladene Werte unserer Gesellschaft, vorangetrieben von jenem Trend der Individualisierung, der zusammen mit dem andern Megatrend – der Globalisierung – unsere Gegenwart prägt. Individualisierung ist weit mehr als die Globalisierung ein Tabuthema. Wer wagt es schon, sie zu hinterfragen, wo sie doch im Namen von Freiheit, freier Wahl und Recht auf Selbstbestimmung auftritt?

«Die Freiheit hat mich getroffen wie ein Blitz! Ich bin meine Freiheit!» notiert auch die 19-jährige Dorothee nach einem Vortrag über Sartre in ihrem Tagebuch. Aber sie bleibt nicht stehen bei der Faszination durch den Existentialismus. Sie entdeckt die Kehrseiten und Ambivalenzen von Freiheit, von politischem und theologischem Liberalismus, findet heraus, wie Freiheit mit Eigensucht, Eigentum und Herrschaft sich verbindet. «Ego, Besitz und Gewalt haben ihren inneren Zusammenhalt». Dies sind nicht nur politische Entdeckungen, die sie gemacht hat in der Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte der Nazizeit und mit Krieg und Gewalt in der Friedensbewegung. Es sind spirituelle Entdeckungen. In ihrem Nachdenken über Mystik macht sie deutlich, dass das Ich einer «Entkleidung» bedarf. «Identität gewinnen heisst, dieses Ich transzendieren». Das ist ein Prozess der «Entgröbung», wie es Thomas Münzer genannt hat. Ein Prozess der Entleerung des Ich, der Gottbereitung, der aber zugleich Veränderungen in den Machtverhältnissen, in denen wir eingebunden sind, impliziert. Darum spricht Dorothee Sölle von einer «widerständigen Entkleidung». Es geht darum, «ichlos, besitzlos, gewaltlos zu werden».

Mystik ist also nicht spirituelle Wellness, sondern Widerstand. Anders gesagt: Loskommen von der Ich-Besessenheit ist eine Befreiung drinnen wie draussen. Wobei die innere Befreiung ausschlaggebend ist: «Sich an Gott zu erinnern, löst die Ich-Abhängigkeit auf». Die mystische Tradition zeigt Wege, das Ego zu entmachten und frei zu werden. Und sie schafft Voraussetzungen für einen «nicht auf Raub und Vergewaltigung beruhenden Lebensstil». Angesichts der Klimaveränderung, die uns den Spiegel unseres Raubbauverhaltens zeigt, ist dies für die Zukunft der Menschheit eine Notwendigkeit geworden.

Noch ein schönes Zitat aus «Mystik und Widerstand»: «In der konsumistischen Plünderkultur fungiert das süchtig gemachte Ego als der beste Wächter in unserem Gefängnis; es kontrolliert und verhindert effektiv unsere Ausbruchsversuche.» Entkleidung des Ich, Ablegen, Loslassen des Ich bedeutet Bruch mit dem Funktionsgesetz, auf dem die dominierende Machtinstanz unserer Zeit – die kapitalistische Ökonomie – aufbaut. Denn die ökonomische Logik verlangt, dass alles sich rechnet, rational ist ihr einzig, was Aufwand und Ertrag optimiert. In fast allen Lebensbereichen hat sich ein Denken etabliert, das kaum noch andere Massstäbe kennt als Kosten-Nutzen-Kalkül, Effizienzsteigerung und Wettbewerbsstauglichkeit. Alles muss der Performance dienen. «Ich rechne, also bin ich»: Es ist zum Prinzip erfolgreicher Lebensführung geworden, dass ich mich als rational handelnder Unternehmer meiner selbst bewähre und eigenverantwortlich die richtigen Investitionsentscheidungen – für meine Bildung, meine Beziehungen usw. – fälle.

Als Gegengift zu diesem verzweckten homo oeconomicus hat Dorothee Sölle immer wieder das «sunder warumbe» das «ohne Zweck» von Meister Eckhart zitiert und gelebt. Seinen Vers hat sie auch in ihrem letzten Vortrag kurz vor

ihrem Tod zitiert: «Die Ros' ist ohn' Warum/sie blühet, weil sie blühet/sie acht nicht ihrer selbst/fragt nicht, ob man sie siehet.» Die Schönheit der Ichlosigkeit, wie sie bei Meister Eckhart oder andern mystischen Traditionen zu lernen ist, erweist sich «als die spirituelle Grundlage für eine andere Vision vom Miteinanderleben als die vom totalen Markt diktierte».

Dies sind nach wie vor sehr aktuelle Weisungen: Denn auch in der heutigen Wirtschafts-Krise funktioniert das neoliberale Denksystem weiter. Die Androhung von Krisen, von Verlust ist ja ein Wesensmerkmal dieses Systems. Es lockt nicht nur mit den Versprechen von ständig neu erfundenen Genüssen, es bestraft auch mit Entzug, vor allem aber mit der Drohung von Verlust. Dass so viele von uns einem System gehorchen, von dem wir wissen, dass es andere arm macht, die Beziehungen mit Konkurrenz vergiftet und die Lebensgrundlagen zerstört, liegt nicht zuletzt am Drohpotenzial, mit dem es operiert.

«Wer sich nicht anpasst, geht unter»: Was als rein ökonomische Sachrationalität daherkommt, hat längst den Bereich der Wirtschaft überschritten. Nicht nur Unternehmen, auch staatliche Instanzen, ja selbst Personen, die sich auf den Arbeitsmärkten zu behaupten haben, müssen befürchten, «vom virtuellen Gerichtshof des Weltmarktes abgestraft» zu werden, und so ist «die endlose Flucht vor dem möglichen Verlust von Wettbewerbsfähigkeit» zu einer Lebensform, ja zur einzig rationalen Lebensform geworden. Im Kern besteht sie in einer Art autonomem Nachvollzug von *Sachzwängen*. Sachzwängen, die natürlich gesellschaftlich hergestellt werden. Doch ihnen muss man gehorchen.

Lukas Briner, damals stellvertretender Direktor der Zürcher Handelskammer, kritisierte in der NZZ einmal ein Diskussionspapier der Schweizer Kirchen mit globalisierungskritischen Ansätzen: «Die Aufforderung, sich dem

Sachzwang des globalen Wettbewerbs zu entziehen, gemahnt an die Aufforderung an einen Schwimmer, den Sachzwang der steten Bewegung zu ignorieren.» Das Bild des rastlosen Schwimmers sagt, wie es um die Lebens- und Arbeitszwänge vieler Menschen steht.

«Die Toten riechen nach Hoffnung»

Gehorsam und Angst sind Geschwister. Wer Angst hat zu verlieren, bricht nicht aus. Er fügt sich. Doch gibt es zum Glück ein anderes Geschwisterpaar. Denn die Hoffnung hat nach einem Wort von Augustin zwei liebliche Töchter: Sie heißen Zorn und Mut. Das Erstaunliche ist: Mystische Gelassenheit verträgt sich durchaus mit Zorn und Mut, ja sie fördert sie sogar, wie wir bei Dorothee erleben konnten. Wie kommt das? Wer loslässt vom Ich, verliert die Angst und gewinnt einen Mut, der an Todesmut grenzt. Richtiger wäre zu sagen: an Lebensmut. Ich möchte das an einer kurzen Geschichte erläutern, die aus einem andern Kontext und in gewisser Weise auch aus einer andern Zeit stammt. Es ist der Aufstand, der im süd mexikanischen Chiapas 1994 begann. Es ist kein Zufall, dass sich die rebellischen Indigenen Zapatistas nannten. Sie haben ein langes Gedächtnis, in dem die Erinnerung an Jahrhunderte der Missachtung und Unterdrückung der Mayavölker fortlebt. Aber auch die Erinnerung an frühere Rebellionen, darunter eben die von Emiliano Zapata. Erinnern, aus Tradiertem schöpfen ist Inspiration für eine andere Welt. «Wer das Novum will, braucht die Erinnerung.»

In einer Verlautbarung aus den Anfängen der Revolte heisst es: «Die Geschichte ist bitter, aber ihre Bitterkeit muss nicht Enttäuschung bewirken. Sie kann auch zu Wut, Hoffnung und Würde führen. Wir sahen unsere ältesten Vorfäter leiden und kämpfen, wir sahen unsere Grosseltern kämpfen, wir sahen unsere Eltern mit Wut in ihren Händen».

Damit bringen die indigenen Rebellen das Gedächtnis der jahrhundertealten Diskriminierung und Ausgrenzung ins Spiel. Mehr noch: Sie erinnern an die Sprengkraft unerledigter Geschichte, – und den Anspruch der Toten an die Lebenden.

«Und wir sahen, dass die Würde gut war für die Menschen, wieder Menschen zu sein, und Würde kam wieder in unsere Herzen zurück, um dort zu leben, und wir waren wieder neu, und die Toten, unsere Toten, sahen, dass wir wieder neu waren, und sie riefen uns wieder auf, zur Würde, zum Kampf.»

Das ist kein Appell aus dem Geist revolutionärer Romantik, sondern die in den Januartagen des Jahres 1994 von vielen gemachte Erfahrung, dass der Aufstand, selbst wenn er den Tod bringen kann, die Angst vertreibt, die die Stütze jeder Herrschaft ist: «Nach Angst riechen diese Flugzeuge und diese Hubschrauber. Nach Angst riecht die Luft, die von oben kommt. Die von unten nicht. Die Luft von unten riecht gut, sie riecht danach, dass sich die Dinge ändern, dass alles besser wird. (...) Wir sind von unten. Wir und viele andere wie wir. Ja, das ist es: an diesem Tag riechen die Toten nach Hoffnung.»

Theologisch würden wir von einer österlichen Erfahrung sprechen. Und eine solche ist nicht nur im Blick auf die Zapatistas in Mexiko, sondern auch auf indigene Völker in Bolivien oder Ecuador festzustellen: Die seit der Conquista verdrängten und zum Untergang verurteilten Völker sind wieder erwacht und drängen mit einem Selbstbewusstsein, das man ihnen immer abgesprochen hat, in Politik und Gesellschaft.

Sie haben die Angst verloren, die zum Baumaterial aller Unterdrückung gehört. Ein Vers aus einem Gedicht von Sölle fällt mir dazu ein. Er nimmt etwas Verwandtes auf – die Suche nach der Erde, die auch indigenen Erhebungen zugrunde liegt, bei ihr jedoch ein Gebet ist: «Schaffe in mir gott ein herz ohne angst/

ist nicht die Erde dageblieben unter der Eiszeit/könnte sie auch emigrieren/ist sie geblieben hat sie gewartet».

Wie steht es mit den Kirchen?

«Die Ängste sind eines der besten Mittel des Teufels, den Menschen auf sich selbst zu verkrümmen», sagt Sölle in ihrem letzten Buch «Mystik des Todes». Das gilt auch für die Kirchen. In ihrer Angst, Macht, Einfluss und Bedeutung zu verlieren, ziehen sie sich zunehmend auf sich selber zurück. Auf die eigene Konfession, die ihr Profil zu schärfen habe, auf die Wahrung von Privilegien und immer virtueller werdende Volkskirchlichkeit, auf Mitgliederbindung.

Natürlich müssten wir die verschiedenen Gestalten der Kirche differenzierter betrachten, die man die petrinische, paulinische und johanneische nennen kann. Die *petrinische* Gestalt, die institutionell verfasste Kirche, sie macht dem steinernen Namen alle Ehre. Allzu oft sucht sie zu bewahren, festzuhalten, zu kontrollieren, was noch da ist. Sie verwaltet sich selbst. Ich meine damit natürlich in erster Linie unsere Kirchen des Nordens.

Die *paulinische* Gestalt: Hier wird geforscht und gelehrt. Ein Pauschalurteil über den Gehalt der heutigen westlichen Theologie wäre anmassend und würde dem, was da geleistet wird, sicher nicht gerecht. Zu fragen wäre aber, ob sich die Theologie genügend den Problemfeldern stellt, mit denen die Menschen heute im globalen Massstab konfrontiert sind. Mein subjektiver Eindruck ist, dass sie auf weite Strecken jenem Missionar gleicht, von dem Eduardo Galeano in einer Miniaturgeschichte erzählt. Er hatte viele Jahre mit Indios im Chaco verbracht und getraute sich endlich, seinen Freund, den Cacique zu fragen: Sag mir, was hältst Du eigentlich von der Botschaft, die ich Euch bringe? Der Cacique antwortet ihm: Ja, Euer Evangelium kratzt. Aber es kratzt nicht, wo es beisst.

Und die *johanneische* Gestalt von Kirche? Hier denke ich vor allem an die Spiritualität und Mystik von Bewegungen, die Laien, das heisst das Volk Gottes in Bewegung. Die Kirche als Widerstandsbewegung, die sich nicht einfach an die amtskirchlichen Grenzziehungen hält. Hier gab es auch in Europa starke Aufbrüche: der konziliare Prozess zum Beispiel, der entlang der brennenden Fragen von globaler Gerechtigkeit, Frieden und Schöpfung weit über die Kirchen hinaus gewirkt hat. Das war Kirche mit offenen Türen, wie in der DDR ganz praktisch deutlich wurde. Ich sage «war». Denn alle diese vielfältigen Bewegungen einer Kirche von unten, die Frauenkirchenbewegung, die Friedensbewegung, die Asylbewegung, die Protestbewegungen gegen die Verschuldung – sie sind nicht verschwunden, aber geschrumpft. Auch die ökumenische Bewegung, die eine Zeit lang manche dieser kritischen Kräfte artikulieren half und gebündelt hat, ist in einer Krise.

Warum ist das so? Zu einfach wäre es, zu sagen, die Kirchenmanager hätten sie erfolgreich gezähmt und gebremst. Zu einfach auch, wenn wir sagen würden, die Theologie hat sie im Stich gelassen. Wir müssen uns fragen, was sich an den Koordinaten geändert hat, und auch, was wir, unter veränderten Umständen, neu zu lernen haben.

Veränderte Koordinaten

Ich muss mich, um die Veränderung der aktuellen Koordinaten der Weltordnung darzustellen, leider mit Stichworten begnügen. Dorothee Sölle hat auf ihrem Weg hin zu einer ökofeministischen und gewaltüberwindenden politischen Theologie manche Impulse der Theologie der Befreiung aufgenommen. Sie ist ein Stück weit in die Schule der Armen gegangen. Doch auch der Befreiungstheologie fällt es heute nicht leicht, den neuen Herausforderungen zu begegnen. Sie hat an Klarheit verloren. Das hängt mit den AdressatInnen

der Kritik zusammen, die sie formuliert. Geboren wurde sie unter Bedingungen von Diktaturen der nationalen Sicherheit. Diese haben Volksbewegungen unterdrückt. Die Basisgemeinden haben Widerstand artikuliert und aufrechten Gang inspiriert. Frauen, Arme, Schwarze, Indigene haben sich als Subjekte widerständiger Praxis entdeckt. Nach dem Sturz der Diktaturen haben sie in vielfältige soziale Bewegungen hineingewirkt und da hinein diffundiert. Mancherorts haben diese Bewegungen neue linke Politiken möglich gemacht. Zum Beispiel in Brasilien, Ecuador, Bolivien, Paraguay.

Die neue Weltordnung ist unübersichtlich, nicht mehr bipolar, sondern zunehmend polyzentrisch, aber nicht herrschaftsfrei. Die Diktaturen sind nicht verschwunden, sie haben sich gewandelt. Sie sind im Zuge dessen, was man sehr grob «neoliberale Globalisierung» nennt, unsichtbarer, gläserner, aber nicht weniger hart geworden. Ich habe es schon angedeutet.

Es geht dabei nicht nur um die Macht der grenzüberschreitend agierenden «Privatbürokratien» (Max Weber) – die transnationalen Unternehmen. Oder darum, dass in den G 7, G 20 oder anderen solchen Gremien mächtige staatliche Players informelle supranationale Machtstrukturen errichten. Es geht auch darum, dass Prozesse der Ökonomisierung und der Privatisierung der öffentlichen Sphäre in einem Masse zugenommen haben, dass sie uns weit mehr regieren als irgendeine gewählte Instanz.

Resultat ist ein Gesamtsystem, das diktatorisch, ja als Imperium wirkt. Sölle hat dies erkannt: «Die Maschine, getrieben von dem Zwang, mehr zu produzieren, läuft, von technologischen Erfolgen unvorstellbaren Ausmasses bestätigt. Sie ist auf ein «Mehr» an Schnelligkeit, Produktivität, Verbrauch und Gewinn für etwa zwanzig Prozent der Menschheit programmiert. Dieses

Programm ist effektiver und gewalttätiger als alle historisch vergleichbaren Grossreiche mit ihren babylonischen Türmen.»

Was uns also bestimmt, ist kein Einzel-Herrscher, auch nicht einfach die oft geschmähte Hegemonialmacht USA. Es ist mannigfach vermittelt, über politische, wirtschaftliche und auch massenkulturelle Vermittlungsinstanzen. Und die Komplexität von Rückkoppelungen nimmt zu. Deutlich wird das am Klima. Die Maschine läuft heiss. Die kumulierten Effekte unserer Wirtschafts- und Lebensweise untergraben die Tragfähigkeit der Ökosysteme. «Wir haben Wind gesät und ernten Sturm», wie Hosea sagt (Hos 8,6). Zudem werden die klimawärmenden Folgen unseres Handelns neue, drastische Armut in ohnehin verletzlichen Regionen produzieren. Salopp ausgedrückt: Die Natur schlägt doppelt zurück. Sie präsentiert uns die Rechnung für ein auf Plünderung der natürlichen und menschlichen Ressourcen angelegtes System. Wir sägen, wenn wir ihm zudienen, immer effizienter den Ast ab, auf dem wir sitzen. Und es gewinnt im globalen Wettbewerb, wer am besten und schnellsten gesägt hat.

Es zeigt sich also, dass die Krise der modernen, auf Techniken der Naturbeherrschung aufbauenden Rationalität mit der Perfektionierung ihrer eigenen Mittel nicht bewältigt werden kann. Die Klimaerwärmung auf eine technologische Frage zu reduzieren, hiesse den Kern der Problematik verkennen. Der Klimawandel ruft nach einem Kulturwandel, der zur Überwindung der kurz-sichtigen, auf privater Nutzenmaximierung beruhenden Zweck-Mittel-Rationalität führt.

Was wir brauchen ist eine andere, eine reproduktive Vernunft, die auf Regenerierung des Lebens und der Lebensgrundlagen ausgerichtet ist. Ein Prinzip des Handelns, das nicht auf Konkurrenz, sondern auf Konvivenz setzt. Eine ökumenische Konsultation zum Schutz

der Erdatmosphäre hat diese ökologische Einsicht 1991 so ausgedrückt: «Durch unser Wissen um die Ganzheit und Verflochtenheit aller Teile der Schöpfung fühlen wir uns auch mit allen Menschen solidarisch und eins». Wir müssen also, unter neuen Bedingungen, wieder das Alphabet der Solidarität, der gemeinsamen Verantwortung buchstabieren lernen. Es geht darum, das Ich widerständig zu «entkleiden», was auch einschliesst, das globale Gemeinwohl nicht nur anthropozentrisch zu sehen. Mit Dorothee Sölle gesagt: «Der Glaube an die gute Schöpfung ist ein Weg, die Erde mit andern zu teilen».

Wie gelangen wir zu einer Neuorientierung?

Wichtig ist erstens die *Diagnose*. Wir müssen das Programm der Maschine erkennen, um sie zu deprogrammieren. Den Code des Programms müssen wir knacken: das Privat-Prinzip, das «Rette sich jeder selber». Nochmals Sölle: «Je globaler die Weltwirtschaft sich organisiert, je desinteressierter sie sich allen sozialen oder ökologischen Eingebundenheiten gegenüber gibt, desto mehr benötigt sie als Ansprechpartner das Individuum ohne jede Beziehung, den *homo oeconomicus*, jenes geschäfts- und genussfähige Einzelwesen».

Was wir bei Dorothee Sölle lernen können, ist aber auch zweitens, dass wir hier vor einer theologischen Herausforderung stehen. Dem entfesselten Markt kommen wir nur bei, wenn wir die Grundfrage stellen: Müssen wir dem Fetisch Markt die realen Lebensgemeinschaften und Ökosysteme opfern? Dem Lebendigwerden dienen oder der Maschine: Dies ist eine Glaubensentscheidung. Eine Frage nach der Unterscheidung von Gott und Götzen. Götzen erkennen wir daran, dass sie Opfer fordern, Sklaven produzieren. «Gott, ... dir will ich gehören, .. /dass ich nicht Sklave in der Menschen werde/Dass ich nicht Sklave in der Götzen werde/Deine Feste

machen mich glücklich», heisst es in einem Gedicht von Sölle.

Wer von Götzen spricht, bekommt schnell zu hören, er dämonisiere die freie Marktwirtschaft. Doch erinnern wie uns, wie Jesus den Gerasener geheilt hat, den man in Ketten gelegt hatte, weil niemand stark genug war, ihn zu bändigen. Dieser Mann war von einem Dämon besessen, heisst es im Markus-Evangelium (5, 1ff). Jesus fragt ihn, wie er heisse. «Legion» ist die Antwort, es ist deutlich, dass damit auf die imperiale Macht Roms angespielt wird, die im Land ihre Gewalt ausübt. Auch das Verhalten des Besessenen zeugt davon, wie er auf die Gewalt des Imperiums mit Gewalt gegen andere und sich selbst reagiert.

Dämonen und Besessenheiten müssen also in ihren Zusammenhängen erkannt und beim Namen genannt werden. Normen und Dogmen der Macht müssen entzaubert werden, damit der Wind des Wandels von unten wehen kann.

Dabei hilft eine Aufklärung des Glaubens: Es ist kein Zufall, dass Sölle durch die Gottesfrage hindurch gegangen ist. «Atheistisch an Gott glauben» heisst, den Gott des Lebens nicht mehr mit Götzen zu verwechseln oder mit Theologien der Anpassung an Konkurrenz, Krieg und Unterwerfung. Atheismus ist hier eine Frage der Praxis, der praktischen Entgötterung der Maschine. Die frühen ChristInnen wurden *atheoi* genannt, weil sie dem Imperium Romanum den Gehorsam verweigerten und die Verehrung versagten.

«Du bist anders gott/kleiner als unsere falschen hoffnungen/auf die grosse maschine die alles regelt/grösser als unsere vertrockneten wünsche».

Glaubenspraxis bedeutet also Abkehr von falscher Anbetung und mündet in Umkehr und Tun des Gerechten. Gerechtigkeit meint dabei nicht nur den zwischenmenschlichen Bereich, sondern ist Teil der Vision von einer «kos-

«mischen Demokratie aller Lebenden» (L. Boff). Umkehr, teschuwa, ist einer der Schlüsselbegriffe Sölles und hat mit ihrer Wiederentdeckung der jüdischen Tradition zu tun. Sie hat das in einem Gespräch hier im Romerohaus einmal erläutert: «Die Rabbiner lehren über die Teschuwa, dass man alles Mögliche über sie sagen kann, dass es aber keinen Tag, keine Stunde gibt, an der sie unmöglich ist». Wie ist solche umkehrende Praxis zu finden?

Es beginnt wohl mit dem Herbeisehen, dem Gebet, der Poesie.

«wann fangen sie denn an unsere brotaufstände im reichen land/unsere luftaufstände wenn uns die augen tränen/dieser lange weg vom achselzucken zu den tränen/geh ihn mit uns gott/aus den tränen der schrei/aus dem schrei das nein/aus dem nein der aufstand/mach aus der angst der kleinen leute die umkehr gott».

Umkehr wird aber, das zeigt schon die Bibel, nur über Begegnungen und geteilte, kollektive Lernerfahrungen möglich. «Der Tanz der Gottesliebe kann nicht allein getanzt werden. Er bringt Menschen zusammen.» Wenn ich mich selber frage, was mich verändert hat, so sind es bestimmt die Kontakte mit den indigenen und die Landlosen-Bewegungen in Lateinamerika. Sie haben mir Augen geöffnet für die Welt anderer. Sich dem auszusetzen, verrückt die eigene Weltsicht.

Können wir in die Schule der Armen, der Anderen gehen? Dorothee Sölle ist selber eher in die Schule der Friedensbewegung gegangen, weniger der Armen. Aber sie weist immer wieder darauf hin: «Die Kraft der Utopien kommt (...) von den Opfern, den Beschädigten. Theologisch ausgedrückt sind sie die Lieblingskinder Gottes.» Problematischer scheint mir, wenn sie sagt: «Die Armen sind die Lehrer». Das ist zumindest ambivalent. Haben wir nicht zu oft Utopien anderer uns angeeignet? Das läuft darauf hinaus, sie noch einmal zu

enteignen und die Differenzen zu verwischen. Und es erspart uns zu verändern, was hier, in unserm Kontext, zu verändern ist.

Richtig aber ist: «ver-rückt» werden wir im Doppelsinn des Wortes, wenn wir uns mit den Andern, den Ausgegrenzten auseinander setzen. Das setzt voraus, dass wir uns ihnen aussetzen und das zulassen, auch wenn es schmerzt und es nicht Andere sind, deren Werte wir nicht teilen. Wenn es beispielsweise religiös Andere sind. Das erst macht *Ökumenisches Lernen* möglich, wie wir es für eine zukunftsfähige Konvivenz auf dieser bedrohten Erdgemeinschaft brauchen. Es hilft zu erkennen, dass «Gottes Welt gross ist» und dass wir nicht «ausgerechnet in einem Gefängnis einschlafen», wie der persische Dichter und Mystiker Rumi sagt.

Vor acht Jahren haben wir zusammen mit Dorothee und Fulbert ein Weiterbildungsseminar durchgeführt in der Kartause Ittingen. Dorothee Sölle hat damals einen steilen Satz gesagt. Als Ziel scheint er mir richtungsweisend. Er lautet: «Die Kirche des 21. Jahrhunderts wird ökumenisch sein, feministisch und mystisch – oder gar nicht.» ●

Beat Dietschy ist
Zentralsekretär von
Brot für alle und war
Assistent bei Ernst
Bloch. Dietschy ist
Theologe und
Philosoph und hat
Dorothee Sölle
persönlich gekannt.
(dietschy@bfa-ppp.ch)

Literatur von Dorothee Sölle:

Mystik und Widerstand, Hamburg 1997
Mystik des Todes, Stuttgart 2003
Den Rhythmus des Lebens spüren, Freiburg, Basel, Wien 2001
Gegenwind. Erinnerungen, Hamburg 1995
Die Hinreise, Stuttgart 1975
D. Sölle, F. Steffensky: Wider den Luxus der Hoffnungslosigkeit, Freiburg i.B. 1995